

Zeitung für die Jugend.

N^o. 48.

Leipzig, am 25. November.

1848.

Inhalt: * Aus dem Leben des Raben. — Das lächelnde und das weinende Kind. — Vater und Sohn. — * Anton Bonafax. — Der Schiffsjunge. — Sperling und Huhn. — * Das ABC. (Mit Musik.) — Mannichfaches.



Aus dem Leben des Raben.

Der Rabe gehört zu den Vögeln, die über die ganze Erde verbreitet sind. Er verträgt ebenso gut die Kälte der nach den Polen zu gelegenen Länder, wie die heiße Sonne der Aequatorgegenden, und der Reisende kann sicher sein, wo er auch hinkommt, den schwarzen Vogel anzutreffen, der ihn vielleicht schon oft in seiner Heimat durch sein Gekrächze gestört hat.

Seinem Aussehen und seiner Lebensweise nach hat er viel Aehnlichkeit mit der Krähe, nur daß er größer und gefräßiger ist. Wie alle zu dieser Gattung gehörigen Vögel besitzt er einen merkwürdigen Beobachtungstrieb. Er mag zahm sein oder nicht, immer gibt er auf Alles, was um ihn herum vorgeht, Achtung, und deshalb ist er nicht allein im Stande, bei einer ihm drohenden Gefahr sich mit Schlaueit und Geschick zu benehmen, sondern es wird ihm auch leicht, sich überall bald einzugewöhnen. Hierin liegt wol auch der Grund, daß er ohne große Mühe zahm gemacht werden kann.

Die Raben halten sich gern in öden und bergigen Gegenden auf, wo sie ihre Wohnung auf hohen Bäumen und in Felsenspalten aufschlagen. Ihr Nest machen sie aus Zweigen und füttern es innen mit Wolle oder mit andern weichen Sachen aus, die sie erlangen können. Die zwei bis fünf Eier, welche sie legen, sind von grünlicher Farbe mit braunen Flecken. Sie bringen das Nest immer so hoch wie möglich an, und treffen alle Anstalten, um es vor den Nachstellungen der Raubvögel zu schützen, welche ihre ärgsten Feinde sind. Es gelingt den letztern aber nicht oft, sich der Jungen zu bemächtigen, da die Alten sie bis aufs Aeußerste vertheidigen. Wenn der Rabe einen Raubvogel in die Nähe des Nestes kommen sieht, fliegt er in die Höhe, bis er sich über seinem Feinde befindet und greift ihn (wie unser Bild oben zeigt) tapfer mit seinem Schnabel an. Will der Raubvogel sich über ihn erheben, so gibt er sich alle Mühe, sich seinen Vortheil zu bewahren, und so erreichen sie zu-

legt eine solche Höhe, daß man sie aus dem Gesichte verliert, bis endlich einer von Beiden ermattet auf die Erde fällt.

Die Liebe der Raben zu ihren Jungen dauert indeß nicht lange; sobald diese sich forthelfen können, und selbst noch früher, überlassen sie die Alten ihrem Schicksal oder jagen sie fort. Oft fallen die Jungen, wenn sie auf diese Weise von den Alten verstoßen werden und noch nicht fliegen können, auf die Erde, und erregen durch ihr durchdringendes Geschrei die Aufmerksamkeit der Menschen, von denen sie dann leicht gefangen werden.

Früher waren die Raben im mittlern Europa weit häufiger wie jetzt. Dies mag wol daher kommen, daß alle Gegenden mehr angebaut worden sind wie sonst und daß ihnen dadurch in ihrer Nahrung Eintrag gethan worden ist. In solchen Gegenden liegen wenigstens weit weniger todte Thiere umher, und die schwachen und kranken werden so gut gehütet, daß ihnen nicht möglich ist, sich derselben zu bemächtigen. Darum läßt der Rabe sich auch am liebsten in wenig angebauten verlassenem Strecken nieder, und dort ist er von großem Nutzen, da er den Boden von faulenden, unreinen Stoffen befreit oder die gefallenen Thiere aus dem Wege schafft. Ungeachtet dieser großen Gefräßigkeit, die ihm Alles gut genug erscheinen läßt, um seinen Hunger zu stillen, kann er nichtsdestoweniger ziemlich lange ohne Nahrung bleiben.

Der Rabe hat die Eigenthümlichkeit, daß er bei Gewittern nicht wie andere Vögel unter dem Laube in Wäldern oder in Löchern und Felsenspalten eine Zuflucht sucht, sondern nur um so eifriger auf den Fang ausgeht. Gewöhnlich ist er auch glücklich dabei; denn zu solchen Zeiten ist es ihm leichter, die kleinern Vögel zu erfassen, wenn diese ermattet sind oder nicht mehr fort können. Er stellt vorzüglich den Jungen der Saatkrähen nach, und es kommt daher zwischen Beiden oft zu wüthenden Kämpfen. Bei diesen ist der Rabe ein gefährlicher Gegner; er hat eine große Gewalt in seinem Schnabel und wenn er mit demselben hackt, hält er den Hals steif, sodas es scheint, als wollte er seinen Feind mit dem ganzen Gewicht seines Körpers treffen. Nichtsdestoweniger gelingt es der Saatkrähe zuweilen, ihn trotz seiner hartnäckigen Angriffe in die Flucht zu schlagen.

Etwas besonders Merkwürdiges an dem Raben ist, daß er die menschliche Stimme leicht nachahmen lernt. Einige sollen es so weit gebracht haben, daß ihre Stimme von der eines Menschen nicht zu unterscheiden war. Ein Rabe, der sich neben einem Wacht- hause befand, konnte so deutlich sprechen, daß die Soldaten mehre male herausstraten, weil sie glaubten, die Schildwache habe gerufen.

Aus diesem Grunde halten sie viele Leute der Unterhaltung wegen in Kästchen. Auch hat diese Anlage der Raben, die menschliche Stimme nachzu- ahmen, oft dazu Anlaß gegeben, sie grausam zu be- handeln. Unter dem Vorwande, ihnen das Sprechen besser beibringen zu können, wird ihnen nämlich zu- weilen die Zunge gelöst. Dies ist eine unnütze, schmerz- liche Operation, an die Niemand denken wird, der die Stimmwerkzeuge der Vögel kennt. Bei ihnen hat die Zunge keinen Einfluß auf die Hervorbringung oder Modulirung der Töne, sondern nur die Lufttröhre.

Die jungen Raben sind leicht zahm zu machen; allein es muß von Anfang an auf sie Achtung gege- ben werden, da sie leicht schlechte Angewohnheiten annehmen, die mit ihren natürlichen Neigungen zu- sammenhängen. So fassen sie z. B. gegen manche Personen einen Widerwillen, und wissen dies durch ihre keineswegs angenehmen Schnabelhiebe anzudeuten.

Ueber einige besondere Fähigkeiten des Raben, die zu manchen sonderbaren Erzählungen Anlaß gegeben haben, sind wir nicht im Stande, ein bestimmtes Ur- theil zu fällen. Wir können uns keine Rechenschaft davon geben, wie es ihm möglich ist, nicht allein das todte, sondern auch das sterbende Thier, das ihm zur Nahrung dienen soll, auf eine weite Entfernung hin zu wittern. Es läßt sich wol noch begreifen, wie die Ausdünstungen faulender Stoffe auf den höchst feinen Geruchssinn dieses Vogels einwirken können; aber wenn behauptet wird, daß schwache und kranke Thiere sie auch herbeiziehen, daß sie sich bei solchen Gelegenheiten hoch in die Luft erheben, eine weite Strecke durchfliegen und bei denselben anlangen, so ist dies eine Erscheinung, die wir uns nicht zu er- klären vermögen.

Dieses Geheimnißvolle in der Lebensweise des Raben, sein ernstes und zugleich verschlagenes Wesen, das hohe Alter, das er erreichen kann — Alles dies zusammen hat seit den ältesten Zeiten die Aufmerk- samkeit der Menschen auf ihn gelenkt und ihn gleich- sam zum Gegenstand einer abergläubischen Verehrung gemacht. Seine Fähigkeit, den Tod zu wittern, hat wahrscheinlich dazu Anlaß gegeben, ihm Sehergabe zuzuschreiben. Wenn auch die immer allgemeiner verbreitete Aufklärung hierin viel geändert haben mag, so gibt es doch gewiß noch jetzt Leute, die den Raben für einen prophetischen oder einen unglückbringenden Vogel halten. Mancher Ungebildete wenigstens wird sich noch jetzt von der größten Angst ergriffen fühlen, wenn er krank ist, oder wenn ihn das Gewissen schlägt und er einen Raben krächzen hört.

Zu der Zeit, als man noch glaubte, daß die Gott- heit sich mit den Menschen durch geheimnißvolle Zei- chen in Verbindung setzte, galt der Rabe für einen prophetischen Vogel und stand in großem Ansehen. Es wurden sorgfältige Beobachtungen über ihn ange- stellt, seine Art zu fliegen, sein Krächzen, seine Be- wegungen wurden auf verschiedene Weise ausgelegt; es wurde entdeckt, daß er einige sechzig Töne hervor- bringen könne und viel darüber verhandelt, welcher dieser Töne mehr oder weniger Unglück zu bedeuten hätte.

Wie schon erwähnt, kann der Rabe leicht gezähmt und abgerichtet werden; so gefräßig er ist, kann er doch dahin gebracht werden, die gemachte Beute sei- nem Herrn zu überliefern. Ludwig XII. soll einen zur Rebhuhnjagd abgerichteten Raben besessen haben; ein Schriftsteller versichert, in Neapel einen Raben gesehen zu haben, der auf Rebhühner, Fasänen u. s. w. Jagd machte. Eine wunderbare Erzählung aus der römischen Geschichte beruht wahrscheinlich darauf, daß ein Rabe seinen Herrn mit auf das Schlachtfeld be- gleitete. Bei einem Kriege, wo die beiden Heere einander gegenüberstanden, trat ein riesiger Gallier hervor und foderte den tapfersten Römer zum Zwei- kampf heraus. Valerius nahm ihn an, aber er würde wahrscheinlich unterlegen haben, wenn nicht ein

Rabe zu seinem Beistand herbeigeschlagen wäre. Dieser störte seinen furchtbaren Gegner auf alle mögliche Weise, indem er ihn bald in die Hände hakte, bald mit den Flügeln in das Gesicht schlug, sodaß der Gallier zuletzt besiegt wurde. Seit dieser Zeit bekam Valerius den Namen Corvinus (von corvus, Rabe). Es hat auch Raben gegeben, die den Hunden in die Scheunen nachliefen und mit großem Eifer an der Rattenjagd Theil nahmen. Von einem Raben, der mit einem Hunde aufgezogen worden war, wird erzählt, daß er eines Tags mit dem Hunde auf die Jagd ging. Als sie an einen Kaninchenbau kamen, ging der Hund hinein und jagte die Kaninchen hinaus, während der Rabe an der Oeffnung stehen blieb und alle erfaßte, die in seine Nähe kamen.

Die Raben haben die Gewohnheit, Obst, Nüsse

und anderes Futter in ihr Nest zu tragen, was nach einer Ansicht dem Weibchen während der Brütezeit zur Nahrung dient, nach einer andern als Vorrath für den Winter bleibt, wenn sie nichts zu fressen finden. Ueberhaupt ist die Sucht, leicht tragbare Gegenstände aller Art wegzuschleppen, der ganzen Gattung, zu der der Rabe gehört, gemein, sodaß sie zuweilen sehr werthvolle Sachen fortgetragen und unschuldige Personen in den Verdacht des Diebstahls gebracht haben. In Erfurt schleppte ein Rabe kleine Geldmünzen fort und versteckte sie in einem Garten unter einem Steine, wo sich zuletzt eine Summe von einigen Thalern vorfand. Alle Vögel dieser Gattung haben die Eigenheit, alles Glänzende und Hellfarbige fortzutragen, wobei sie indeß eine Auswahl treffen, die sich nicht erklären läßt.

Das lächelnde und das weinende Kind.

Dort liegen reiche Blumenkränze von Rosen, Lilien, dunklen Nelken und Joländerjelleber. Viele Kerzen brennen und eine Musik ertönt sanft und feierlich: „Wie sie so sanft ruhn!“ Ein Kind — o das glückliche Kind — liegt schlafend unter den Blumen, den Lichtern, den Tönen; wie mag man nur schlafen bei so viel Schönheit! Auch das Kind ist schön — nur fast zu bleich; der Kranz weißer Rosen im Haar, der Strauß Jehovahblümchen in den Händen — das Alles sieht gut aus. Wenn doch das Kind nur erwachen möchte!

Aber das Kind erwacht nicht mehr auf der armen Erde — es ist todt! Und weil es viel Schöneres sieht als Blumen und Lichter, viel Schöneres hört als das sanfte Todtenlied, darum lächelt es. Es lächelt über den zu bitterm Schmerz seiner Rückgebliebenen, weil es ja nun so glücklich ist; und daß es glücklich werde, war ja immer der treuen Aeltern Sorge, ihr Wunsch, ihr Gebet! Und wiedersehen wird das Kind dereinst seine Lieben auch, und dann werden sie Theil haben an seiner Seligkeit. Darum lächelt das Kind, wie die meisten Todten lächeln.

Aber warum weint denn die ältere Schwester des todten Mädchens so bitter, so gar heiß und bitter? Sie kniet unter die Blumen und Lichter, sie drückt heimlich, ganz heimlich ihre zitternden Lippen auf das weiße Kleid des schlafenden Engels; nur das Kleid, die Hände wagt sie nicht zu berühren, — die Todten sind heilig!

Wollen wir der Trostlosen nicht sagen, daß die heimgegangene Schwester so glücklich ist, wie kein Mensch hier auf der Erde, und daß sie sich Beide

einst wiederfinden werden? Ach, nicht darum weint die Unglückliche. Sie hatte die stille, jetzt nur zu stille Schwester wol lieb, aber sie wußte es nur nicht recht; sie war oft hart und unfreundlich gegen das Kind. Vor wenig Tagen noch versagte sie der Kleinen ein Spielzeug, das ihr gehörte, ein reizendes Püppchen von Wachs; jetzt — o was gäbe sie darum, ihr niemals ein hartes Wort gesagt zu haben, ihr niemals unfreundlich begegnet zu sein! Damals hatte das Kind geweint; jetzt weint die Schwester, aber viel bitterer! Und wie sie heimlich das Kleid des kleinen schlummernden Engels geküßt hat, versteckt sie jetzt heimlich die kleine Puppe unter den Falten des weißen Musselins, der den Sarg überdeckt. Und das schöne blasse Kind im Sarge lächelt fort und schläft fort. Dann trägt man es hinaus unter die grüne Erde. — O, der Tod kann nicht hart sein, nicht schrecklich — das Kind lächelt ja noch drunten.

Aber die Schwester droben weinte noch lange. Und sie sagte jeden Abend, wenn sie ihr Gebet gesprochen hatte, leise, leise, damit es die Mutter nicht und kein Mensch höre: „Ich habe dir wehe gethan, aber ich habe dich doch geliebt!“ Und der Schmerz des weinenden Mädchens wuchs in ihr Leben hinein, aber heilsam! Sie that keinem Menschen wieder wehe, selbst denen nicht, die sie nicht liebte; denn sie mußte nun immer an den Tod denken, und wie es dann so gar bitter, so gar schwer sei, vor der eingesunkenen Gestalt, dem geschlossenen Auge eines theuern Menschen zu stehen und sich sagen zu müssen: „Ich habe dir wehe gethan, aber ich habe dich doch geliebt!“

Kosalie Koch.

Vater und Sohn.

Sohn.

Quitte, wie du so röthlich blinkst
Und mir zugreifen winkst!
Lockend ist die Farbe dein;
Doch du hast nur guten Schein,
Denk' ich, wie du so herbe bist,
Stimm' ich ein and'res Liedlein an,
Quitte, nein, was so trüg'risch ist,
Wol nicht Liebe gewinnen kann.

Vater.

Söhnlein, halt! und nicht zu schnell!
Siehst in der Sache nicht allzu hell.
Was dir dünket herb und schlecht,
Anderm Gaum behagt es recht.
Drossel auch ist ein Gast des Herrn,
Und der Herr sich mild erweist;
Wie du speisest die Pflaume gern,
Drossel gern die Quitte speist.

J. G. Thiele.



Anton Bonafor.

Vor einigen Jahren lebte in Paris ein armer Scheerenschleifer, Anton Bonafor. Tagtäglich stieg er mit seinem Schleifzeug auf dem Rücken von seinem kleinen Dachstübchen hinunter, um in der Stadt sich einige wenige Groschen zu verdienen, die gerade ausreichten, um ihn nothdürftig zu erhalten. Da wohnte in demselben Hause in dem Stübchen neben ihm die Witwe Drouillont. Sie war 60 Jahre alt, eine redliche Seele, die viel erfahren und viel gelitten hatte. Von zwölf Kindern, die sie selbst genährt, war ihr nur noch eins übrig geblieben, als der unerbittliche Tod ihr auch den Gatten raubte und sie ins Elend stürzte. Es war ihr nicht einmal so viel geblieben, um ihren Sohn ordentlich erziehen und ein Handwerk lernen zu lassen. Das hörte der Scheerenschleifer, und der gute Mann, der kaum für sich mit Dem, was er täglich verdiente, sein Auskommen hatte, konnte das Unglück der Frau und die Hilflosigkeit des Sohns nicht unthätig mit ansehen. Er ließ der Frau von Zeit zu Zeit eine kleine Unterstützung zufließen, und die Witwe suchte wieder durch freundliche Aufmerksamkeit für des Scheerenschleifers kleine Bedürfnisse ihre innige Erkenntlichkeit auszudrücken.

Da ward die arme Witwe krank. Ein Schlaganfall hatte ihre Glieder gelähmt, und die Kranke konnte sich nicht von der Stelle rühren. Schon wollte man sie ins Spital schaffen, da legte sich Bonafor ins Mittel und brachte willig die größten Opfer, daß die Kranke in ihrem eigenen Stübchen verpflegt werden konnte.

Keinen Tag ging er aus, ohne erst bei seiner Frau Nachbarin sich erkundigt zu haben, wie sie ge-

schlafen und wie es ihr gehe, und es war das ziemlich die einzige Freude für die Kranke, wenn des Morgens die Thüre aufging und des Scheerenschleifers freundliches Gesicht hereinschaute, worauf er gewöhnlich mit sammt seinem Schleifkasten auf dem Rücken hereinkam und heute ein Brot, morgen ein Kleidungsstück für den Jungen brachte.

„Aber, Nachbar, sagte dann die Kranke abwehrend, wie kann ich Euch das je wieder vergelten? Ihr darbt es Euch ja selbst ab.“

„Habt keine Angst, Frau Nachbarin, entgegnete dann der ehrliche Scheerenschleifer, unsereins braucht wenig, so lange man gesund ist. Verzehrt's gesund. Und braucht der Bursche da keine neuen Hosen? He? Guckt nicht der Fleischer überall heraus!“

Dagegen war freilich nichts einzuwenden; die arme Witwe drückte dem Helfer in der Noth dankbar die Hand und wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Gott vergelt's Euch, Bonafor, Gott vergelt's Euch.“

„Ja und was ich noch sagen wollte, fuhr der ehrliche Schleifer fort, so mögt Ihr bald dafür sorgen, daß dem guten Burschen da die neuen Beinkleider zurechtgemacht werden; ich habe da einen guten Freund, den Pfannenschmied, der will mir zu Liebe den Jungen umsonst in die Lehre nehmen.“

Neue Freude und neuer Dank, und als der Scheerenschleifer Abschied nimmt, will's der kranken, auf ihren Stuhl gebannten Frau fast das Herz abdrücken, daß sie den biedern, treuherzigen Nachbar nicht bis zur Thür geleiten kann.

Und das that der arme Scheerenschleifer nicht

einen Tag, nicht eine Woche, nicht einen Monat — nein, mehre Jahre lang gab er ohne zu murren regelmäßig einen Theil seines kargen Tagelohns, um die arme Nachbarin zu unterstützen, bis der Sohn herangewachsen war und die Sohnespflicht der Pflege und Unterstützung selbst übernehmen konnte.

Man erzählt es mit Pomp in den Zeitungen, wenn ein Millionair hundert Thaler einem Armen

schenkt, wenn ein Fürstenkind dem Bettler auf der Straße seine Börse ausschüttet; meint ihr, daß der edle Scheerenschleifer Anton Bonafor minder werth sei, genannt und geachtet zu werden? Seine edle Aufopferung ward auch der Französischen Akademie bekannt und im Jahre 1821 der Tugendpreis der Montyon-Stiftung ausgetheilt an:

Anton Bonafor, den Scheerenschleifer.

Der Schiffsjunge.

Eine Erzählung.

In Bremerhafen war ein gar unruhiges, wildes Treiben. Schiffe kamen aus fernen Weltgegenden daher, während andere hinausfuhren in das weite, weite Meer. Hier wurden die Producte ferner Länder ausgeladen, während dort auf einem andern Schiffe sich Alles zur Ausfahrt anschickte. Es war ein gar reges Treiben, wie dies in den See- und Handelsstädten gewöhnlich der Fall. Hier ward begrüßt, gelacht bei fröhlichem Wiedersehen; dort ward geweint beim letzten Händedruck, beim Abschiede. Die Matrosen fangen, ein jeder in seiner Sprache, Italiener, Engländer, Spanier und Deutsche wild durcheinander. Niemand kümmerte sich um den Andern — und nur die armen Deutschen, die ihre Heimat verlassen und sich nun hier zur Auswanderung nach Amerika anschickten, saßen eng zusammengedauert bei ihren Habseligkeiten und blickten bangend auf das Meer hinaus. Das war ein gar trüber Anblick!

Weißt du noch, mein lieber kleiner Leser, wie weh dir's im Herzen war, als du zum ersten mal das Vaterhaus verlassen mußtest? Als die Mutter den letzten Kuß dir gab? Die Geschwister dich umarmten? Der alte treue Hund, der mit dir groß geworden, dich umsprang und umwedelte? Weißt du dies noch? Der Vater brachte dich zur Stadt, von dem nahmst du erst später Abschied. Jetzt aber rollte der Wagen ab. Du mußtest die Heimat verlassen. Noch einen Blick wirfst du zurück nach dem Vaterhause. Die Mutter, die Geschwister stehen vor der Thür, sie winken mit den Tüchern, doch jetzt biegt der Wagen um die Ecke, Mutter, Schwester, Bruder, das ganze Haus — sind verschwunden. Der Hund, der laut bellend gefolgt war, wird zurückgerufen. Jetzt bist du vor dem Thore, dort liegt euer Garten, dort sind die Plätze, wo du mit deinen Kameraden so fröhlich gespielt, dort von dem Berge schaust du noch einmal zurück, du siehst noch einmal die Stadt; doch der Wagen rollt den Berg hinab — die schöne Heimat ist verschwunden. Nun bist du in der Fremde. Aber du hast eine frohe Hoffnung! Wol hat auch der Vater Abschied genommen, du bist auf der Schule unter ganz fremden Mitschülern; die Stadt, die Leute — Alles ist dir fremd; aber du weißt es: die Ferien kommen bald, dann geht es nach Haus. Das Känzlein auf dem Rücken, den Stock in der Hand, wanderst du der Heimat zu. Der Gedanke an dies Wiedersehen erleichtert dir den Abschied, trocknet deine Thränen, wenn die Sehnsucht sie hervorgerufen.

Die armen Auswanderer haben auch ihre Heimat

verlassen; sie hatten gehört, in Amerika wäre das Glück zu Hause; dort würde Jeder mit leichter Mühe ein reicher Mann. Nun hatten sie schnell ihre Habseligkeiten alle verkauft, hatten ihre Kinder auf ein Wägelchen gesetzt und waren nach Bremerhafen gefahren, um hinüberzuschiffen nach Amerika. Sie hatten ihre Heimat verlassen, um sie nimmer wiederzusehen. Bangend, zagend saßen sie am Ufer. Zweifel stiegen in ihnen auf: Werden wir auch wirklich das Glück dort finden, wie wir es wünschen? Wird die Fremde auch besser sein als die Heimat?

Doch die Schiffsglocke ertönt, nun ist's nicht mehr Zeit solchen trüben Gedanken nachzuhängen, der Capitain des Schiffs treibt zu Eile, der Wind ist günstig, und er will so bald als möglich in das Meer hinaus. Die Auswanderer bringen ihre wenigen Sachen auf das Schiff, die Mutter erfaßt ihre Kinder und folgt dem Manne, der die Sachen nach Anweisung der Matrosen auf das Schiff gebracht.

Doch was mag die Eine der Frauen noch so ängstlich am Ufer stehen? Ängstlich blickt sie überall umher, sie ruft, sie läuft nach dem Schiffe, kehrt ängstlich zurück — und will am Ufer entlang laufen. Ihr Sohn, ihr ältester, ist von ihrer Seite verschwunden; sie ruft, sie sucht ihn überall — und findet ihn nirgend. Noch einmal läuft sie nach dem Schiffe, sie denkt, er werde während ihrer Abwesenheit sich eingefunden haben; doch er ist nicht dort; sie will zurück, will den Sohn suchen — doch die Matrosen zwingen sie zu bleiben. Es darf Niemand das Schiff verlassen. Die weinende Mutter muß bleiben. Doch die Hoffnung hält sie aufrecht: der Sohn werde sich finden, er werde den Namen des Schiffs behalten haben und sich vor der Abfahrt noch einstellen. Doch der Abend rückt heran; kein Knabe läßt sich sehen, kein Knabe kommt. Ist er vielleicht verunglückt? ins Wasser gefallen? Denkt euch den Schmerz der Mutter. Wieder ertönt die Glocke. Der Capitain ist am Bord. Das Schiff segelt in das Meer hinaus.

Doch wo war der Knabe? Als die Mutter einsam trauernd am Ufer saß und in Gedanken noch einmal die Heimat, die sie nun für immer verlassen, durchwandelte, da ward es dem Knaben an der Seite der trauernden Mutter zu still und öde. Verlockt von den mannichfachen Gegenständen, die sich seinem Auge darbotten, schaute er bald rechts, bald links und von Neugierde getrieben setzte er den Fuß seitwärts nach dem nächsten Schiffe hin, aus dem soeben mächtige Säcke mit Kaffee ausgeladen wurden. Die Ma-

trosen fangen bei ihrer Arbeit, und am Mast des nächsten Schiffs hing in einem hellblinkenden Ringe ein schöner, prächtiger Papagai. Da mußte der Knabe doch hin, um sich den Vogel genauer beschauen zu können. Lange stand er und betrachtete den Vogel, der sich in seinem Ringe schaukelte.

Die Neugier lockte den Knaben weiter, von Schiff zu Schiff, die aneinandergereiht im Hafen lagen. Hier wurden Steinkohlen ausgeladen, dort brauste ein Dampfschiff daher und unzählige Reisende, die mit demselben gekommen, eilten an das Land. Hier ward Getreide eingemessen — und dort auf jenem Schiffe stand ein Mohr. Mußte der Knabe sich den nicht genauer betrachten? Ach, in einem Hafen ist gar viel zu sehen und zu hören, und ein kleiner neugieriger Bube findet gar leicht Gelegenheit, seinen Fuß immer weiter zu setzen und nicht an die Rückkehr zu denken.

Endlich, endlich fiel es dem kleinen Knaben ein, umzukehren und der Mutter zu erzählen, was er gesehen und gehört. Doch wohin sich wenden? Mußte er rechts, mußte er links gehen? Rasch lief er fort — aber die Mutter fand er nicht. Er hatte einen falschen Weg eingeschlagen. Endlich, von Angst getrieben, kehrte er um und lief so schnell die kleinen Beine ihn tragen wollten. Doch auch diesmal fand er die Mutter nicht. Er hatte noch einmal den Weg verfehlt. Jetzt faßt er sich ein Herz, er fragt einen vorübergehenden Matrosen nach der Mutter, die mit dem Vater auf einem Schiffe nach Boston reisen wollte. Den Namen des Schiffs hatte der Knabe jedoch in der Angst vergessen, und so konnte der Matrose keine Auskunft geben. Er wies den kleinen Frager unwirsch zum nächsten Schiff.

Doch das war nicht das Schiff, auf welchem die Aeltern die Reise zu machen gedachten, er fand sich getäuscht und von Angst und Furcht getrieben, lief er weinend weiter, bis er endlich ermüdet auf einer Tonne sich niederließ.

Habt ihr euch, meine kleinen Leser, schon einmal verirrt, vielleicht in einer großen Stadt oder im Walde? Habt ihr es; o, so werdet ihr die Angst des kleinen Knaben mitempfinden, der auf seiner Tonne saß und nicht wußte, wo er die Mutter zu suchen habe.

Er war müde und hungrig und weinte bitterlich.

Doch plötzlich fiel ihm der Name des Schiffs ein, auf dem sie die Reise machen wollten. Schnell, freudig sprang er auf, er bemerkte in seiner Freude nicht, daß es bereits dunkel geworden, er lief, so schnell seine Füße ihn tragen konnten, und jeden Vorübergehenden fragte er nach dem Schiffe, das Elisabeth hieß und nach Boston segeln wollte. Viele wußten nichts von dem Schiffe, es lagen ja so viele im Hafen, und die Wenigen, die von dem Schiffe gehört, wußten nicht wo es sich vor Anker gelegt. Endlich, endlich fand er einen Matrosen, der zeigte den kleinen Frager zu recht; doch als der Knabe die Stelle fand — da war keine Mutter am Ufer mehr, der Vater war nicht dort, Niemand von allen Denen, die mit ihnen die Reise machen wollten, und die Stelle, wo das Schiff gelegen, war leer. Das Schiff war fort, war ausgelaufen und schwamm bereits zum Hafen hinaus in das weite, weite Meer hinein. Mutter, Vater waren fort — der Knabe war allein zurück. Weinend,

schreiend lief er am Ufer entlang. Niemand beachtete ihn, Niemand hörte ihn. Und nun ward es dunkel mehr und mehr; die Nacht brach ein. Still, stiller ward es am Ufer. Trostlos irrte der Knabe umher. Müde und hungrig fand er einige Bündel Bastmatten, darauf ließ er sich nieder und weinte bitterlich, bis endlich der Schlaf die Augen ihm schloß.

Er schlief so süß, so ruhig. Im Traum war er wieder bei der Mutter, die ihn herzte und küßte, die ihm rothwangige Äpfel gab und nicht mehr schalt, daß er sich heimlich von ihrer Seite entfernt; er war in der Heimat wieder, am grünen Bergeshang, wo ihr Häuschen stand, der Garten dabei und dicht dahinter die Wiese, auf der er ihr Kälbchen geweidet. Er war so glücklich im Traum. Plötzlich aber erhielt er einen Stoß, einen Tritt — ein Nachtschwärmer stolperte über den kleinen Schläfer. Der Mann schimpfte — und der Knabe begann laut zu weinen; hierdurch wurde der Mann aufmerksam auf den Kleinen; er fragte, weshalb er weine und wie er an diesen Ort gekommen. Der Knabe erzählte seine Schicksale, und der Mann, er war Capitain des naheliegenden Schiffs, hieß ihn, von Mitleid erfüllt, aufstehen und nahm ihn mit sich auf sein Schiff.

Der Capitain war ein guter Mann, er behielt den Knaben bei sich und tröstete ihn mit der Hoffnung, daß er vielleicht binnen kurzem auch eine Reise nach Boston unternehmen würde, wo er dann Alles anwenden wollte, seine Aeltern aufzusuchen.

Der Knabe blieb also auf dem Schiffe und da er ein heiterer, froher Bursche war, so gewann der Capitain und selbst die Matrosen den Buben sehr lieb, sodas sich Alle mit ihm beschäftigten und er bald heimisch auf dem Schiffe wurde. Flink und feck kletterte er die Strickleitern hinauf, saß im Mastkorb droben und schaute in das weite Meer hinaus. Und als es nun endlich nach einer Woche wirklich in die See hinausging, da wußte man ihn schon zu kleinen Verrichtungen zu gebrauchen, er mußte dem Capitain kleine Dienste thun oder dem Koch in der Küche behilflich sein.

Und als sie nun weit in das Meer hinaus waren, da belehrte ihn der Capitain über den Stand der Sterne, über die einzelnen Theile des Schiffs und ließ ihn in seiner Kajüte lesen, schreiben und rechnen. So ward der Knabe, zumal er fleißig und lernbegierig war, ein kluges, verständiges Kind, und der Capitain, der selbst keine Kinder hatte, gewann ihn täglich lieber.

Das Schiff war nach Tonga-Tabu, der größten der Freundschaftsinseln, bestimmt. Das ist eine weite Reise. Verfolgt die Fahrt auf eurer Landkarte von Bremen aus bis zu den Inseln des Stillen Meeres. Dort die größte der Freundschaftsinseln heißt eben Tonga-Tabu, d. h. die geheiligte Insel. Dorthin steuerte das Schiff. Das war eine lange, lange Reise und als sie endlich beendet war und das Schiff an der niedrigen Insel gelandet, wie viel unendlich neue Gegenstände erblickte das Auge des Knaben. Die majestätischen Palmen ragten über alle übrigen Bäume hervor; der Pisang und der Brotbaum grünte dort; auch Drangen, Ananas und Zuckerrohr wuchsen wild in Menge. Papagaien flogen von Baum zu Baum, und schön schimmernde Insekten saßen auf dem Grase. Der Knabe ward nicht müde diese Herrlichkeiten zu

betrachten; doch der Capitain hatte ihn gelehrt, mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, hatte ihn angeleitet, Käfer und Schmetterlinge zu fangen, zu tödten und aufzubewahren, und so war der Knabe nicht lässig, sondern lief umher von Strauch zu Strauch, von Wiese zu Wiese, von Baum zu Baum — und fing und sammelte an bunten Insekten so viel er zu sammeln vermochte. Daheim auf dem Schiffe that er sie in Kästchen, die er sich von dem Capitain zu diesem Zwecke erbeten, und als nun gar einer der Matrosen ihm zwei schöne Papagaien brachte, die er gefangen — da war der Knabe ungemein glücklich, er umtanzte die Vögel und hörte nicht auf mit ihnen zu plaudern.

Von den Eingeborenen erbettelte er sich allerlei Kleinigkeiten, wenn dieselben nach dem Schiffe kamen, um mit dem Capitain Handel zu treiben. Er erhielt Kämme aus den zarten Rippen der Cocosblätter gemacht, leichte Wurfspeie mit schönen Cocosfasern verziert, Pfeifen, Armbänder aus der Schale der Perlenaufter geschnitten u. dergl. m. Genug, als es zur Abfahrt ging, hatte der Knabe einen ziemlichen Vorrath von Insekten, Waffen, Schmucksachen mannichfacher Art, sodas der Capitain ihm lächelnd goldene Berge verhieß, die er für die Sachen in der Heimat erhalten würde. Und nun ging es endlich nach Hause. Die Anker wurden gelichtet — und fort, fort ging es der Heimat zu.

Wol dauerte die Heimfahrt noch länger als die Hinfahrt, widrige Winde hielten das Schiff zurück, ein Sturm beschädigte es — doch Gottes Hand hielt und errettete sie.

Das Schiff lief endlich nach langer Fahrt in Bremerhafen wieder ein, und der Knabe betrat wieder die Stelle, auf der er die Aeltern verloren. Wie glücklich würde er gewesen sein, wenn er die Mutter, den Vater gefunden hätte. Doch die waren fern, gewiß längst in Amerika einheimisch. Traurig stand der Knabe auf dem Schiffe. Doch noch einmal sollten seine Schmetterlinge, seine Käfer ihn erfreuen. Der Capitain hatte einem Naturforscher, einem Naturkundigen von den seltenen Insekten erzählt, die der Knabe gesammelt und aufgehoben; und der Freund der Natur beeilte sich, nach dem Schiffe zu kommen und die Schönheiten einer fernen Insel kennen zu lernen. Und als der Knabe seine Schätze herbei holte, da schlug der fremde Herr vor Freuden die Hände zusammen und ward nicht müde, die Sachen zu loben und zu preisen. Doch mit dem Loben und Preisen begnügte er sich nicht — er kaufte dem Knaben auch die ganze Sammlung zu einem bedeutenden Preise ab. Auch die Waffen, Kämme u. s. w. nahm er dem Knaben gegen eine bedeutende Entschädigung ab, sodas der Bursche sich ein Krösus dünkte. Er wäre gewiß glücklich gewesen, wenn er seinen Reichthum hätte mit den Aeltern theilen können. Jetzt nahm der Capitain das Geld in Verwahrung, um es dem Knaben mit Zinsen dereinst wenn er es brauchte zurückzuerstatten.

Der Naturfreund machte dem Knaben das Anerbieten, bei ihm zu bleiben. Er wollte ihn erziehen und unterrichten lassen; doch der Knabe hatte das Seewesen so lieb gewonnen und seinen Wohlthäter,

seinen Capitain mochte er nicht wieder verlassen. Den schönsten seiner Papagaien machte der Knabe jedoch dem Herrn, dem Naturfreunde zum Geschenk, dann ging es wieder zu Schiffe. Eine neue Reise ward angetreten, eine neue Fahrt ward begonnen.

Der Knabe ward älter, er widmete sich ganz dem Seewesen; er ward Schiffsjunge, Matrose, Steuermann — doch noch immer fehlten ihm die Aeltern. Einst nach vielen, vielen Jahren lag er mit dem Schiffe seines Capitains im Hafen von Boston; er hatte nach den Aeltern geforscht — doch vergebens. Eines Tages jedoch durchstreift er die Straßen der Stadt, da sieht er einen alten Mann den Besen in der Hand die Straße kehren. Als er vorüber eilt, spricht ihn der alte Mann in deutscher Sprache um ein Almosen an. Der Steuermann — das war unser Knabe nun schon geworden — reicht dem Bettler eine Gabe und fragt dem Alten nach seiner Heimat. Da nennt der Mann die Gegend, aus der der Steuermann gebürtig, und nun gab es ein Fragen und Antworten, bis zuletzt der Steuermann dem Greise um den Hals fiel und laut weinend vor Freude rief: „Vater, Vater! ich bin Euer Sohn.“

Und so war es auch! Das war eine Freude. Auch die Mutter lebte noch. Welch ein Wiedersehen! Glück hatten die Aeltern in Amerika nicht gefunden; sie waren vielmehr immer tiefer und tiefer in Armuth gesunken.

Jetzt aber waren sie glücklich, jetzt hatten sie ihren Sohn wieder — und der, der sorgte für seine armen alten Aeltern. Alles Geld, welches der Sohn gespart und welches sein redlicher Capitain treu verwaltet, erhielten die Aeltern. Mit diesem Gelde kehrten sie nach Deutschland zurück, kauften sich wieder in der Heimat an und lebten fortan glücklich bis an ihr Ende. Hörten sie von Auswanderern, die ihre Heimat verlassen und in der Ferne eine neue Heimat suchten, so falteten sie die Hände und sprachen: „Gott hat Alles wohl gemacht mit uns — es ist doch nirgend besser als im lieben deutschen Vaterlande.“

Der Sohn, ein treuer, redlicher Gefährte seines guten Capitains, durchschiffte noch heute die Meere. Gott mit ihm!
F. Brunold.

Sperling und Huhn.

Die Erde decket Schnee,
Kein Körnlein gibt's zu naschen,
Wie thut's dem Sperling weh,
Das er nichts kann erhaschen.

Das Huhn der Pflüg' sich freut;
Es kann manch Korn verzehren,
Das Magd und Kind ihm beut,
Wenn sie sein Nestchen leeren.

Nur naschen will der Spaz,
Ist auch das Futter theuer,
Das Hühnchen wird zum Schaz,
Durch seine vielen Eier.

K. A. Schönke.

Das ABC.



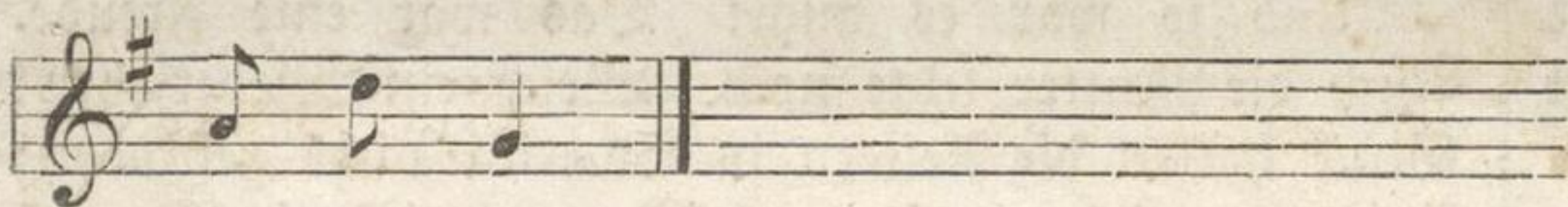
A be ce de e ef ge, ha i fa el



em en o pe qu er es te u vau me,



ix y = psi = lon zet, o meh! kann ja nicht ler = nen das



A be ce.



Mannichfaches.

Die alte Schifferin. In Pillau lebt eine alte hochgeachtete Frau, die ihr Leben in einem gebrechlichen Boote verbringt und die stürmischen Wogen der Ostsee in der Nähe des Hafens nach allen Richtungen durchschneidet. Sie gilt für den Schutzengel des Hafens. Die Fischerkinder küssen ihr den Saum des groben Kleides, wenn sie am Strande erscheint, und in der Stadt nehmen die Männer vor ihr den Hut ab, und alle Seeleute drücken ihr freundlich die Hand. Wenn das Dunkel der Nacht sich auf die Fluten senkt und alle Böte an das Ufer zurückkehren, gleitet noch ihre Barke über die Wogen, in welcher die Alte sich umschaut, ob nicht irgendwo ein Unglücklicher noch zu retten sei. Sie ist eine Frau von unendlich kräftigem Aeußern, in grober Kleidung, hat durchaus nichts Poetisches an sich, aber aus ihren Augen spricht eine tiefe Gutmüthigkeit. Die ganze Strandgegend des Samlandes erzählt wetteifernd die zahllosen Beispiele, in denen sie mit unglaublichem Muthe Verunglückte den Wogen entriß und gerettet hat. Sie selbst entzieht sich aber jedem Danke und scheint keine andere Freude zu kennen, als bei Sturm und Nacht in ihrem gebrechlichen Rahne über die schäumenden Wogen zu rudern und nach Verunglückten sich umzuschauen.

Mäßige Leute. In England, wo bekanntlich nichts besser gedeiht als Seltsamkeiten, gibt es auch eine Gesellschaft von Leuten, die gar kein Fleisch essen (abgesehen von denen, welche keins essen, weil sie keins kaufen können). In Manchester hielt diese Gesellschaft kürzlich ihr Stiftungsfest mit einem glänzenden Festmahle, dem 232 Personen bewohnten, darunter mehre, die seit 20—40 Jahren kein Fleisch gegessen hatten. Den Küchenzettel wollen wir dem geneigten Leser nicht mittheilen, denn er war ziemlich lang, bestand aber nur aus Gemüsen und Früchten in der verschiedenartigsten Zubereitung. Als Getränk sah man auf der Tafel nur Wasser und die Leute waren sehr vergnügt.

Ein reicher Herzog und seine edlen Pächter. Der reiche Herzog von Buckingham hat so viel Schulden, daß seine Gläubiger gegenwärtig Alles was er hat versteigern lassen. Der reiche Mann besaß so viel Silbergeschirr, daß die Versteigerung desselben eine ganze Woche lang dauerte und zusammen 40,000 Pfund Sterling (gegen 280,000 Thlr.) einbrachte. Darunter befand sich das kostbare Geschenk nicht, das der Herzog einst von seinen Pächtern erhielt und welches 2206 Unzen Silber wog. Die edlen Pächter hatten abermals 800 Pf. St. zusammengebracht, um das Silbergeschirr, was sie dem Herzog schon einmal geschenkt, aus der Schuldenmasse wieder zurückzukaufen und werden es nächstens dem Herzoge von neuem übergeben.

Denkspruch.

Langsam schreitet sie fort, doch unaufhaltsam, die Bildung;
Geistererziehung allein ist die Bestimmung der Welt.
Leben des Volks wird mündig; es naht sich die Zeit der Erlösung
Einst von des Kriegs und des Mords grausam geübter
Gewalt!
Tempel erbauet der Frieden; im heiligen Bunde der Völker
Leben die Staaten beglückt, leben die Fürsten geehrt.
(Mahlmann.)

Buchstabenräthsel.

Mit B bring' ich dich von der Stelle;
Mit R liebst du es an der Quelle;
Mit W konnt' ich schon Manchen laben;
Mit P mocht' mich noch Niemand haben,
Und oft mach' ich gar viel Verdruß,
Wenn ich mit R erscheinen muß.

Auflösung der Räthsel in Nr. 47.
Der Wind.